

Verloren in Kibera

Das Leben im grössten Slum der kenyanischen Hauptstadt Nairobi ist hart – besonders für Mädchen

David Signer, Nairobi

Purity ist ein 17-jähriges Mädchen aus dem Kibera-Slum. Stellt man ihr eine Frage, lächelt sie erst nur schüchtern, bis dann doch eine leise Antwort kommt. Ihr Vater hatte sieben Frauen. Eines Tages versties er Puritys Mutter, die nun alleine dastand mit ihren sieben Kindern. Doch auch sie machte sich schliesslich aus dem Staub und überliess die Kleinen ihrem Schicksal. Purity war damals mit ihren zehn Jahren die Älteste der Geschwister und übernahm die Rolle des Familienoberhaupts. Die Kinder hatten keine Bleibe und fast keine Kleider.

Von «Verwandten» entführt

Glücklicherweise wurde Beatrice Marongo auf Purity aufmerksam. Sie führt zusammen mit ihrer Mutter das «Fruitful Talent Centre», eine Art Internat in Kibera. Es ist ein ärmliches Gebäude aus Sperrholz und Wellblech, das jedoch durch die bunte Bemalung vom rostigen Einerlei Kiberas absticht. Eine Weile konnte sich Purity hier erholen, satt essen, zur Schule gehen. Es gibt einen Schlafraum für die 13 Knaben und einen für die 18 Mädchen, mit dreistöckigen Kajütenbetten. Das Dach rinnt. Wenn es nachts regnet, müssen die Kinder – vor allem jene in den obersten Etagenbetten und jene auf den Matten am Boden – mit Plasticplanen zugedeckt werden. Im Hinterhof kochen sie abwechslungsweise für die ganze Gemeinschaft. Es

gibt ein Schulzimmer, in dem alle zusammen unterrichtet werden.

Purity ging es hier rasch besser – bis eines Tages Verwandte auftauchten, oder angebliche Verwandte. Sie sagten, sie wollten sie nach Hause bringen, und nahmen sie mit. «Es ging so schnell», sagt Beatrice. «Es war eher eine Entführung. Wir wussten nicht, wohin sie gingen.» Durch Nachforschungen fand sie heraus, dass sich Purity im Norden des Landes befand, wo sie Zwangsarbeit verrichten musste – Bierbrauen in einer Bar. «Es gab viele Versuchungen dort», sagt Beatrice. «Besoffene Kunden gingen ein und aus. Sie hatte Hunger und war ein leichtes Opfer.» Mit der Hilfe von Mitgliedern ihrer Kirche schaffte es Beatrice, Purity zurückzuholen. Trotz Unterernährung hatte diese inzwischen einen dicken Bauch. «Glücklicher- oder unglücklicherweise war sie schwanger», sagt Beatrice. «Immerhin hatte sie nicht versucht abzutreiben. Das endet hier meist böse.» Das Baby ist nun drei Monate alt. Während Purity die zweite Sekundarklasse besucht, hütet Beatrice die Kleine. Sie hat ihr den Namen «Gift» gegeben – das «Geschenk».

Im Dunkeln auf Kunden warten

Jede einzelne Lebensgeschichte der Kinder hier ist ein Abgrund. Ein sechsjähriges Mädchen kommt unbeschwert auf die Besucher zu. Nach dem Tod ihrer Mutter lebte sie beim Vater. Der missbrauchte sie. «Er machte sie zu seiner Frau», wie es Beatrice ausdrückt. Ging er zur Arbeit, «überliess» er sie seinen Freunden. Als sie vor drei Monaten ins Center kam, war sie traumatisiert. «Aber Kinder vergessen zum Glück schnell, wenn sie Liebe bekommen», sagt Beatrice. Ihr jüngster Plan ist, in der Nähe von Kibera ein bisschen Land zu kaufen. Dann könnte sie dort mit den Kindern Gemüse anbauen.

Kibera, das im Südwesten von Nairobi liegt, galt früher als grösster Slum Afrikas. Dann wurde die Einwohnerzahl nach unten korrigiert. Fred, der uns zum Fruitful Talent Centre führte, bemerkt es fast bedauernd. Auf wie viel schätzt er heute die Zahl der Einwohner? Hunderttausend? Eine Million? «Mehr»,

sagt er. «Ich allein hatte ja schon zwölf Geschwister, von denen die meisten auch schon viele Kinder haben. Du kannst dir's ausrechnen.»

Fred ging nach eigenen Worten früher auch im Centre ein und aus. Ob als Strassenkind oder als Mitarbeiter, ist nicht klar. Es wird viel geredet in Kibera – und viel wird verschwiegen. Auch auf die Geschichte, dass er Mitglied einer Gang und im Gefängnis war, mag er nicht eingehen. «Die meisten hier waren im Gefängnis», sagt er bloss.

Als Kind nahm ihn sein Vater am Sonntagabend manchmal an den Rand von Kibera mit. Dort gab es Strom und Licht. Fred fühlte sich wie in New York. Inzwischen gibt es in ganz Kibera Elektrizität – für diejenigen, die Geld haben. Die andern zapfen Stromkabel an, indem sie Drähte über die Leitungen werfen. Schaut man nachts auf die Blechdächer herunter, sieht man da und dort blaue Funken sprühen – Zeichen eines Kurzschlusses, der manchmal zu Bränden und Todesfällen führt.

Als Fred von Puritys Schicksal hört, führt er uns zu einem Schopf aus Sperrholz mit einer quietschenden Türe aus Wellblech. Drinnen ist es fast dunkel, Fenster gibt es keine. Nach einem Moment der Gewöhnung werden die Silhouetten von sechs Mädchen auf einer Holzbank sichtbar. Es sind Prostituierte, die hier in der Finsternis jeden Tag auf Kunden warten. Sie sagen, sie seien Mitte zwanzig, sehen aber eher wie Teenager aus. Ein Gesprächsversuch mit einer von ihnen, einer Schwangeren, verebbt nach wenigen Sätzen. Sie ist zu betrunken, am frühen Nachmittag. Immerhin kann sie placieren, dass Sex mit ihr etwa zwei Franken koste. Das Mädchen neben ihr sieht freundlicher aus. «Aber Achtung», sagt Fred. «Hat sie getrunken und gekifft, wird sie zur Bestie.» Sie ist HIV-positiv.

Pommes-Chips gegen Sex

Das «Hamlets» ist eine Art Jugendzentrum. Es besteht aus einem Gerüst aus gelben Stangen, Bretterboden und Wänden aus halbtransparentem Wellplastic. Die Kibera-Mädchen können hier einen dreimonatigen Kurs belegen, in dem sie lernen, sich zu verteidigen. «Es geht nicht nur um

Kampftechniken», sagt der Leiter des Zentrums, John Adoli. «Vergewaltigung hat mit dem sozialen Kontext zu tun, vor allem mit Armut und Abhängigkeit.» Haushaltungskurse, wo Frauen lernen, etwas auf die Seite zu legen, gehörten auch zur Gewaltprophylaxe, sagt er. Unabhängigkeit habe viel mit Ökonomie zu tun.

Wie sieht das typische Umfeld eines Mädchens hier aus?

«Zehn Personen leben und schlafen in einem Raum», sagt er. «Die Mutter verkauft illegal gebrannten Schnaps am Abend, es wimmelt von besoffenen Männern; auch der Vater, sofern er überhaupt da ist, kommt spät und betrunken nach Hause.» Das sei jedoch der Idealfall, sagt er. Oft wohnten die Kinder gar nicht bei der Familie. Ihre Eltern lebten auf dem Land und hätten sie nach Kibera zu einem «Onkel» geschickt – in der Hoffnung, dass sie in der Stadt eine Schule besuchen oder Arbeit finden könnten.

Für die meisten bleibe das aber eine Illusion. Vielleicht habe ein Nachbar etwas mehr Geld, meint Adoli. «Er kauft den Mädchen hie und da Chips und findet irgendwann, sie seien ihm auch etwas schuldig und sollten sich dankbar zeigen.» Vielleicht glaubten sie aber auch selbst, sie müssten ihm einen Gefallen erweisen, so Adoli. Es gehe darum, dass Mädchen ohne schlechtes Gewissen Nein sagen könnten. Und dass sie einen Übergriff nicht als normal oder gar als ihren eigenen Fehler sähen. Vielleicht müssten sie bereits bei den Chips Nein sagen.

– In Rollenspielen deklinieren die Mädchen am Samstagnachmittag Handlungsmöglichkeiten durch.

Psychische Selbstverteidigung nennt es Adoli. Aber auch physische Abwehr wird trainiert. «Es geht nicht um epische Kämpfe», sagt er. Die Tipps sind handfest: «Wehre dich nicht gleich zu Beginn. Wiege den Angreifer in Sicherheit.

Signalisiere Bereitschaft, damit er sich beruhigt. Dann, wenn er nicht mehr damit rechnet, bohrst du ihm die Finger in seine Augen; während er sich krümmt, rennst du weg und rufst um Hilfe.»

Es wird viel gekichert bei den Übungen, bei der die Mädchen Tritte zwischen die Beine simulieren. Vergewaltigungen würden

kaum gemeldet, sagt Adoli. «Der Täter droht, die Frau zu töten, wenn sie ihn verpfeift. Betroffene verlassen Kibera aus Scham. Und oft werden alte Witwen vergewaltigt, weil die sich kaum wehren.»

Trotz dem Chaos ist die Gesellschaft in Kibera traditionell. Die Quartiere sind nach Volksgruppen, Herkunftsregionen und Sprachen strukturiert. Auch die nationale Politik ist nicht nach Parteiprogrammen, sondern ethnisch orientiert, und das spiegelt sich in Kibera. Die Gewalt, die nach den Wahlen 2007 das Land heimsuchte und über 1000 Tote forderte, nahm hier ihren Ausgang. Damals vertrieben die Luo, die den Kandidaten Odinga unterstützten, die Kikuyu, denen der derzeitige Präsident Kenyatta angehört. Im August sind wieder Wahlen. «Schon jetzt kommen Vertreter der Opposition», sagt Fred, «und geben den Leuten fünf Dollar pro Tag sowie Flaschen und Benzin für Molotowcocktails.»

Die Bahnlinie von Nairobi nach Kisumu führt quer durch den Slum. Das Trasse wurde berühmt, weil die Aufrührer von 2007 Gleisteile herausrissen und in die Siedlung weiter unten schmissen. Die Polizei getraue sich nicht in dieses Viertel, sagt Fred. «Allerdings sind Polizisten in Zivil unterwegs. Sie halten Ausschau nach illegalen Schnapsbrennereien und verlangen Tribut.»

Babys am Rand der Schienen

Joan Marcy führt in Kibera ein Kinderheim. Eigentlich ist es eine Babyklappe. «Oft bringen die Leute ein Kind hierher und erklären, sie suchten für tagsüber einen Krippenplatz», sagt Joan. «Dann verschwinden sie, und das Kind bleibt alleine hier.» Manchmal finden Anwohner im Morgengrauen ein Neugeborenes am Rand der Bahnschienen. Auch solche Findelkinder landen bei Joan. 16 Kleine leben hier, eingerechnet diejenigen von Joan selbst und ihrer Schwester. Sie wohnen alle in einem Raum. Der Betonboden ist kalt und feucht; weil der Strom abgestellt wurde, ist es dunkel. Joan ist mit der Bezahlung im Rückstand.

Die meisten Kinder sind zwischen ein und drei Jahre alt.

Machen die Eltern sich nicht aus dem Staub, zahlen sie umgerechnet zehn bis fünfzig Rappen pro Tag. Das reicht gerade einmal für Porridge. Ein einziger Plasticbecher steht dafür zur Verfügung. Einige sind erkältet und husten. In der Enge stecken sie sich rasch an. Erst vor kurzem hat jemand ein Bett gespendet. Die meisten schlafen auf Tüchern auf dem Betonboden. Ein kleines Mädchen sitzt die ganze Zeit allein in Mantel und Wollmütze auf der Steinbank beim Eingang. Im Schneckentempo verdrückt sie sich Richtung Mauerecke und wird stündlich zurück an die Türe gesetzt. Immer wieder macht eines der Kinder Pipi in einen Eimer oder auf den Boden. Dann kommt eine der Frauen und wischt es auf. Ein Knabe hat seit Wochen eine schwärende Wunde zwischen den Beinen. Als Joan seine Unterhose herunterzieht, stinkt es nach verwestem Fleisch. Im Stockwerk darüber liegt ein Restaurant. Die ganze Nacht dröhnt Musik durch die Decke.

Joan, wie die meisten Mütter hier ledig, gründete das Heim vor drei Jahren. Warum? «Ich wurde selber mit zwei Jahren zum Waisenkind», sagt sie. «Ich weiss, was es heisst, verloren zu sein.»

Gescheiterte Umsiedlung

David Signer (dai)

dai. · Wie die Regierungen in anderen afrikanischen Grossstädten versucht auch jene in Nairobi, die Slumbewohner umzusiedeln. Am Rand von Kibera wurden mehrstöckige Häuser gebaut. Die Wohnungen kosten fast nichts. Viele Bewohner Kiberas griffen zu. Dann vermieteten sie ihre Apartments jedoch an wohlhabende Leute aus anderen Quartieren und blieben selber in Kibera. Mit dem Erlös decken sie ihren Lebensunterhalt. Neben einem finanziellen Kalkül steht hinter diesem Vorgehen die Befürchtung, die Regierung werde die Miete erhöhen, sobald die Bewohner nicht mehr in ihre alten Baracken zurückkehren können.

Diese Methode ist in Kibera bestens bekannt. Ein Haus mit Lehmmauern und Wellblechdach wird hier zu umgerechnet 10 bis 20 Franken pro Monat angeboten. Oft wird der Preis vom Vermieter aber plötzlich massiv erhöht. Die Leute sehen keinen Grund, warum sie der Regierung mehr vertrauen sollten als den privaten Wucherern in Kibera.

Neue Zürcher Zeitung

David Signer (dai)